



**Katja Becker, Präsidentin der
Deutschen Forschungsgemeinschaft**

Nach vorne Denken – Universitäten als Orte für den Wandel

**Festvortrag anlässlich des Akademischen Festaktes
der Justus-Liebig-Universität Gießen am 24. November 2023**

Sehr geehrte Frau Vizepräsidentin Lorenz,
sehr geehrter Herr Vizepräsident Goesmann,
liebe Frau Kanzlerin Kraus,
verehrte Abgeordnete,
sehr geehrter Herr Oberbürgermeister Becher,
lieber Herr Maaß,
verehrter Herr Starzacher,
liebe Preisträgerinnen und Preisträger,
liebe Kolleg*innen und Angehörige der Justus-Liebig-Universität,
liebe Studierende,
sehr geehrte Damen und Herren,

wie schön ist es, hier zu sein – wie schön ist es, wieder hier zu sein: in Gießen, an der Justus-Liebig-Universität und in dieser wunderbaren Aula. In diesem Raum kommen mir so viele schöne und lebhaftige Erinnerungen in den Sinn: an die jährlichen Festakte, die ich regelmäßig mitverfolgen und später auch begleiten durfte, an klang- und stimmungsvolle Konzerte, an unsere Science Nights, bei denen hier bis tief in die Nacht das akademische Leben pulsierte oder an die oft herausragend konzipierten Ringvorlesungen. Darüber hinaus konnte ich an diesem Ort zahlreiche neue Wissenschaftler*innen kennenlernen. Und wir haben an ihm gemeinsam Abschied genommen von unserem ehemaligen Präsidenten Stefan Hormuth und Joybrato Mukherjee zu seinem Nachfolger gewählt. So verbinde ich mit diesem Ort vor allem unzählige und unschätzbare Begegnungen, die mich fachlich und persönlich enorm bereichert haben. Die Aula ist für mich stets ein echter Begegnungsraum gewesen: ein Raum, der dazu einlädt, ins Gespräch zu kommen; ein Raum, der diejenigen ein Stück weit im besten Sinne verwandelt, die diese Einladung annehmen. In dieser Eigenschaft stand dieser Raum für mich immer auch für die Grundidee der Universität:

nämlich die Hoffnung und den Anspruch, einen Ort zu bieten für die offene und aufrichtige Begegnung.

Denn an der Universität – und ich möchte vorwegnehmen: nur an der Universität – finden wir diesen einzigartigen Raum, an dem Expert*innen unterschiedlicher Disziplinen aufeinandertreffen, ihre Prämissen und Hypothesen, ihre Methoden und Theorien, ihre Erkenntnisse und ihr Wissen miteinander teilen, vergleichen, oft leidenschaftlich diskutieren und gemeinsam weiterentwickeln.

Zugleich ist die Universität der Ort, an dem diese Expertise und die Debattenkultur auf nachfolgende Generationen trifft. Die Universität sorgt also dafür, dass wissenschaftliche Erkenntnis und Innovation über den Campus hinaus auch in die breitere Gesellschaft ausstrahlen und sich mit Diskursen an anderen Orten verbinden. Und umgekehrt ist sie selbst ein Ort, der neue, frische Impulse von außen nicht nur zulässt, sondern sie bewusst sucht:

„Die Türen stehen offen, in jedem Augenblick kann ein neues Gesicht auftauchen, ein neuer Gedanke unerwartet eintreten.“¹



Prof. Dr. Katja Becker während ihres Festvortrags am 24. November 2023.

(Foto: Katrina Frieße)

Mit diesen Worten hat Jürgen Habermas seine „Idee der Universität“ einmal umschrieben. Und auch wenn sowohl die Welt als auch die Universität sich seitdem verändert haben mögen, gilt dieses Bild aus meiner Sicht mehr denn je.

Denn es führt uns vor Augen, dass der universitäre Begegnungsraum immer zugleich ein Raum der Möglichkeit ist: ein Raum, in dem Unvorhergesehenes geschehen darf, in dem die Lust auf und die Lust am Neuen herrschen, in dem unterschiedliche Sichtweisen und Traditionen willkommen sind, in dem Experimentierfreude und Wandlungsfähigkeit zum Selbstverständnis gehören.

An der Universität hat Transformation Tradition.

Orte im Wandel

Und – meine sehr verehrten Damen und Herren – das gilt in und für Gießen in besonderer Weise und zwar von Beginn an. Schließlich sind be-

reits die wechselhaften ersten Jahrzehnte der Ludoviciana durch die Nöte und Wirren des Dreißigjährigen Krieges geprägt, durch kriegsbedingte Umzüge und eine Gewissheit, die auch heute noch aktuell ist:

Auf jede Universität wirken äußere Kräfte ein, deren Ursprung und deren Ursache sie kaum oder gar nicht beeinflussen kann. Wenn wir über das Verhältnis von Universität und Transformation sprechen, müssen wir also zuallererst anerkennen, dass Universitäten *Orte im Wandel* sind. Sie sind eben keine Elfenbeintürme, sondern Schauplätze, an denen sich der Wandel der Welt vollzieht und auf die der Wandel der Welt einwirkt. Das gilt auch für die Krisen in der Welt. Und an Krisen mangelt es ja leider gegenwärtig nicht.

Kaum war die Coronavirus-Pandemie – nicht zuletzt dank enormen wissenschaftlichen Engagements – weitgehend bewältigt, hat der russische Angriff auf die Ukraine mit der ver-

meintlichen Selbstverständlichkeit des Friedens in Europa gebrochen – und mit der friedlichen Kooperation in Wissenschaft und anderen Gesellschaftsbereichen. Momentan schauen wir zudem mit Entsetzen auf die Geschehnisse im Nahen Osten.

Die explizite und uneingeschränkte Solidarität mit den Wissenschaftler*innen und Studierenden in den von diesen Kriegen betroffenen Regionen ist eigentlich eine Selbstverständlichkeit und trotzdem ein so wichtiges, ein entscheidendes Zeichen. Auch die Justus-Liebig-Universität kommt dieser Verantwortung in vorbildlicher Weise nach: nicht zuletzt durch ihre gelebte Partnerschaft mit der Nationalen Universität in Kiew. Partnerschaften wie diese senden wichtige Signale der Hoffnung, der Kontinuität und bauen eine Brücke für die Zeit danach.

Solche Partnerschaften belegen auch, dass die Welt der Wissenschaft immer näher zusammenrückt und dass an unseren Universitäten längst grenzüberschreitend gedacht und gehandelt wird. Dies birgt große Chancen. Denn Impulse, die uns von außerhalb des deutschen Wissenschaftssystems erreichen, erweitern unsere eigenen Blickwinkel. Zugleich müssen wir auch damit verbundene Risiken abwägen, die in unserer angespannten geopolitischen Lage deutlich hervortreten.

Aus diesem Grund hat die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) unlängst Empfehlungen für mehr Handlungssicherheit in der internationalen Forschungszusammenarbeit veröffentlicht. Diese Empfehlungen befolgen und betonen den Grundsatz der Wissenschaftsfreiheit einerseits, weil sie für Einschränkungen und Missbrauchsmöglichkeiten durch autoritäre Regime sensibilisieren, und andererseits, weil ein transparenter, verantwortungsbewusster Umgang mit diesen Risiken langfristig das gesellschaftliche und politische Vertrauen in die Wissenschaft stärkt und somit nicht zuletzt auch die Wissenschaftsfreiheit selbst. Mit Blick auf dieses doppelte A priori der Wissenschaftsfreiheit bin ich sicher, dass unsere Universitäten – wie auch unser gesamtes Wissenschaftssystem – immens profitieren von einer reflektierten, strategischen Offenheit gegenüber internationalen Entwicklungen.

Was für den Wandel in der Welt gilt, gilt auch für den Wandel in der deutschen Gesellschaft: So sind Universitäten schon lange nicht mehr vorrangig der Ausbildung und Reproduktion von Eliten verpflichtet, sondern dienen immer breiteren Bevölkerungskreisen als Garant für Bildungsgerechtigkeit, Chancengleichheit und soziale Mobilität. Die Universitäten sind dadurch bunter und lebendiger geworden. Und sie sind dadurch gerechter und produktiver geworden.

Zugleich gehen die von außen herangetragenen Ansprüche über die soziale Integration hinaus: So sollen Universitäten zusätzlich die Transformation von Industriegesellschaft in Wissensgesellschaft vorantreiben und regionalen Strukturwandel mitgestalten. Hochschulen werden zunehmend als unternehmerische Akteure und Inkubatoren wahrgenommen und sind Aushängeschilder ihrer Region. Sie prägen Stadtbilder und ihre Angehörigen beleben die städtische Öffentlichkeit. Wo könnte man das besser beobachten als hier in Gießen, wo es so viele Studierende pro Einwohnerzahl gibt wie in keiner anderen deutschen Stadt.

Bereits diese wenigen Beispiele zeigen: In den vergangenen Jahrzehnten haben sich die Aufgaben von Universitäten ständig verändert. Man könnte auch sagen: Sie sind ständig gewachsen. Denn wie Sie vermutlich nur zu gut wissen, erleben wir an den Universitäten einen andauernden Funktionswandel, der de facto einer Erweiterung gleichkommt. Diese Funktionsausweitung zeugt nicht nur von einer enormen Leistungsbereitschaft und Leistungsfähigkeit, sondern auch von der hohen gesellschaftlichen, ökonomischen und politischen Relevanz der Universitäten. Die gestiegene Erwartungshaltung ist ein Vertrauensbeweis, der sich in Form von Zuwendungen und durch den Ausbau des gesamten Hochschulsystems auch finanziell und infrastrukturell bemerkbar macht.

Orte des Wandels

Einerseits werden Universitäten also mit Transformationsphänomenen konfrontiert, die sie selbst nur bedingt beeinflussen können. Sie sind *Orte im Wandel*, an denen große tektoni-

sche Verschiebungen und globale klimatische Umschwünge im Kleinen erlebt und nachvollzogen werden.

Zugleich sind sie aber aufgrund ihres buchstäblich aufgeschlossenen Charakters auch *Orte des Wandels*. Sie begegnen äußerer Dynamik mit innerer Beweglichkeit. Das heißt: Universitäten nehmen Veränderungen ihrer Umwelt nicht hin, sondern sie nehmen sie als produktive Impulse für eigene Metamorphosen auf. Denken Sie nur an die Umstellung auf den Pandemiebetrieb oder den digitalisierten Campusalltag überhaupt, die bereits erwähnte Internationalisierung oder die strategische Profilbildung.

Woher kommt diese erstaunliche Anpassungsfähigkeit? Was hält die universitären Metamorphosen am Laufen? Was hält die daraus resultierende Vielfalt an Formen und Funktionen zusammen? Ich denke, dass die Antwort auf diese Fragen schon in der zitierten Szene enthalten ist. Tauchen wir also noch einmal ein in Habermas' Bild: Betreten wir die Universität durch die geöffneten Türen, die Begegnungen und Gedankenaustausch ermöglichen, die also einen Raum aufschließen für die Zusammenarbeit von Menschen und das Zusammenwirken ihrer Ideen.

Diese Szene ist ein Sinnbild der kooperativen Verfasstheit von Universitäten, die sich durch die ungezwungene Lust an der Zusammenarbeit auszeichnet. Denn nur kooperativ können die über den Campus verstreuten Expert*innen ihr immenses intellektuelles Potenzial heben. Dieser kooperative Geist nutzt dabei die Unterschiede zwischen Disziplinen und Fakultäten sehr bewusst. Analog gilt dies auch für die regionale, nationale und internationale wissenschaftliche Zusammenarbeit mit unterschiedlichen Hochschulen, mit außeruniversitären Forschungseinrichtungen, mit Kultureinrichtungen oder mit Unternehmen.

Ich bin froh darüber, Professorin und Vizepräsidentin an einer Universität gewesen zu sein, die genau diese kooperative, interdisziplinäre und internationale Atmosphäre ausstrahlt. Wenn gelegentlich von der Justus-Liebig-Universität als Arbeitsuniversität die Rede ist, so müsste man eigentlich von einer Zusammenarbeitsuniversität sprechen: Denn die Erfolge der Justus-Liebig-Universität sind nicht nur Ergebnis von

konsequenter Arbeit, sondern vor allem von herausragendem Teamwork, von Offenheit, von Kommunikation. Und ich bin fest davon überzeugt: Diese Kultur und Tradition der Zusammenarbeit ist eine notwendige Voraussetzung dafür, dass die Universität Gießen, aber auch die Universität als solche, ein Ort des Wandels ist und bleibt.

Dies zeigt sich am besten, wenn man die Forschung selbst betrachtet: Denn Kooperation ist seit jeher ein unverzichtbarer Modus Operandi des wissenschaftlichen Erkenntnisprozesses. Sie öffnet einen Raum, in dem sich experimentelle Befunde, methodische Annahmen, Theorien und Hypothesen frei entfalten können. Der „zwanglose Zwang“ wissenschaftlicher Argumente erzielt seine überzeugende Wirkung erst im fortlaufenden fachlichen Dialog, im fortlaufenden Vergleich, im fortlaufenden Ringen um die treffendere Beschreibung, um die differenziertere Analyse oder die tragfähigste Schlussfolgerung.

Wissenschaftlicher Fortschritt entsteht so nicht nur kooperativ, sondern bleibt prinzipiell ungeschlossen und vorläufig. Wissenschaftliche Erkenntnis, wissenschaftliches Wissen sind immer im Werden begriffen. Dieser immanente Drang sorgt nicht nur dafür, dass Wissensbestände wahlweise bestätigt, relativiert oder auch verworfen werden. Er bringt auch immer feinere fachliche Verästelungen hervor: neue Triebe, Blüten und Früchte. Und diese Ausdifferenzierung des Forschungsprozesses regt uns wiederum dazu an, Arbeitsweisen, Methoden und Ergebnisse zu rekombinieren. Selbst dann, wenn Forschung sich auf bestehende Wissensbestände stützt, verfügt sie also über einen inhärent progressiven Charakter. Daher darf sie den Anspruch erheben, Wandel zu antizipieren und Veränderungen anzustoßen – kurz: Transformation mitzugestalten.

Orte für den Wandel

Am Beispiel der Forschung offenbart sich ein dritter Modus universitären Wandels. Denn dank der gleichermaßen kooperativen wie progressiven Orientierung ihrer Forschenden bleibt die Universität nicht nur in Bewegung, sie bringt

auch etwas in Bewegung. Mit anderen Worten: Sie ist ein *Ort für den Wandel*.

Um diesem Anspruch gerecht zu werden, kommt es in besonderer Weise auf die erkenntnisgeleitete Forschung an. Denn erst sie ermöglicht die technologischen und sozialen Innovationen, um drängende Herausforderungen wie die Sicherung des gesellschaftlichen Zusammenhalts, die Bekämpfung von Armut und Hunger oder Energiewende und Klimakrise zu bewältigen. Die erkenntnisgeleitete Forschung füllt zudem die Wissensspeicher, aus denen wir schöpfen können, um die großen Fragen der Zukunft zu beantworten.

Sie sorgt somit dafür, dass unsere Gesellschaft sowohl mit kaum wahrnehmbaren, inkrementellen Entwicklungen als auch mit disruptiven Schüben gleichermaßen souverän und aktiv umgehen kann. Grundlagenforschung schafft die Grundlage unserer Transformationsfähigkeit; sie schafft die Grundlage für die nachhaltige Entwicklung der Menschheit und unseres Planeten. Die Vereinten Nationen haben genau dies erkannt und Anfang Mai einen Stakeholder-Prozess in Gang gesetzt, um zusätzliche Kräfte für die UN-Nachhaltigkeitsagenda zu mobilisieren. Ich habe mich als Sprecherin des Global Research Council aktiv an diesen Kooperationsgesprächen beteiligt und mit großer Freude wahrgenommen, dass in New York ein breiter Konsens darüber herrschte, die Rolle der Wissenschaft im Rahmen der Sustainable Development Goals deutlich zu stärken. Die Chancen dafür stehen gut. Angesichts der zunehmend sichtbaren Folgen des Klimawandels und anderer Krisen spüren weite Teile der Gesellschaft längst die Notwendigkeit einer Veränderung und zählen dabei insbesondere auf die wissenschaftliche Transformationskompetenz.

Und das aus gutem Grund: Denn dank ihres progressiven, ihres innovativen Zugs trägt erkenntnisgeleitete Forschung auch eine Wirkmacht in sich, die sich keinesfalls auf ihre unmittelbare oder mittelbare Verwertung beschränkt. Vielmehr wohnt jeder wissenschaftlichen Erkenntnis bereits per se eine Wirkmacht inne: Sobald sie in der Welt ist, verändert sie unsere Perspektive, erweitert unser Problemverständnis und Lösungsspektrum, indem sie uns eine potenziell unend-

liche Reihe ungekannter Optionen an die Hand gibt, neu und weiter zu denken und dementsprechend neu und besser zu handeln. Sie schafft neue Handlungshorizonte und schärft unseren „Möglichkeitssinn“.²

Dieser ebenso großen wie wunderbaren Aufgabe nehmen sich die Universitäten in Deutschland an. Denn an unseren Universitäten wird Spitzenforschung betrieben. Und dabei möchte die DFG sie bestmöglich unterstützen, ihre Energie bündeln, ihre internationale Strahlkraft erhöhen.

Am deutlichsten zeigt sich dies derzeit wohl bei der Exzellenstrategie: Wie auch die anderen DFG-Verbundprogramme begreift sie die zuvor beschriebene Ausdifferenzierung des Forschungsprozesses als Chance, durch strategische Profilbildung zuvor unerkannte Verbindungen zwischen Einrichtungen, Fachbereichen und Instituten freizulegen, zu stärken und auch institutionell zu festigen. Denn es gilt, die Freude am fachlichen und methodischen Cross-over ebenso zu erhalten wie die ihr zugrunde liegende Vielfalt der Fächer, Perspektiven und Ansätze. In diesem Sinn zielen alle unsere Förderprogramme darauf ab, die Universitäten als Orte für den Wandel zu stärken.

Gerade im Hinblick auf ihre aktive Transformationskompetenz haben die Universitäten dabei einen unschätzbaren Vorteil: Wie keine andere wissenschaftliche Einrichtung profitieren sie von der symbiotischen Beziehung zwischen Forschung und Lehre – davon, dass Forschungspraktiken und Forschungsergebnisse vermittelt und damit reflexiv nachvollzogen werden. Denn erstens lassen sich die in der Lehre gewonnenen Einsichten anschließend wieder unmittelbar in die Forschung einspeisen. Und zweitens begeistern wir durch eine geglückte Vermittlung auch kommende Generationen für die Wissenschaft und gewinnen sie im Idealfall als aktiv Forschende. Zu welcher herausragenden Leistungen und Ergebnissen das führen kann, durften wir heute ja schon bewundern. Herzlichen Glückwunsch auch von meiner Seite an alle Preisträger*innen! Aber auch diejenigen, die nach dem Studium die Universität verlassen, verlassen diesen Ort mit einem feinen Orientierungssinn, der es ihnen erlaubt, sich besser in unserer komplexen und dynamischen Welt zurechtzufinden.

Universitäten formen Identitäten – sowohl individuelle also auch kollektive. Sie fungieren immer auch als Labore des Gemeinsinns, in denen wir unser kulturelles Rollen- und Selbstverständnis auf seine Zukunftsfähigkeit, auf seine uneingelösten oder noch unerkannten Potenziale hin befragen. Dadurch gewinnen wir bisher unbekanntes Perspektiven auf unser Wahrnehmen, Denken und Handeln, die wiederum neue soziale Gefüge und technologische Entwicklungen stimulieren können.

Das gemeinsame Nachdenken wird hier im wahrsten Sinne des Wortes zu einem Vordenken. Denn an der Universität denken wir nach vorne: in Erwartung des Wahrscheinlichen, in Hoffnung auf das Mögliche und in Vorbereitung auf das Unvorhergesehene.

Diese spezifische Form des progressiven, kollektiven Denkens gibt es nirgendwo sonst. Denn nur Universitäten können zur gleichen Zeit Forschung und Lehre, erkenntnisorientierte und anwendungsorientierte Forschung sowie unterschiedliche Disziplinen unter einem gemeinsamen Dach vereinen, regionale, nationale und globale Kooperationen pflegen, wissenschaftliche Karrieren vom Studium bis zur Berufung verwirklichen, Bildungsstätte für heterogene und dynamische Arbeitsmärkte sein und nicht zuletzt als Vorbild für gesellschaftliche Vielfalt und gemeinschaftliches Miteinander dienen.

Nach vorne denken

Die Universität ist ein einzigartiger Ort, zu dessen besonderen Qualitäten eine außerordentliche Wandlungsfähigkeit zählt: Sie ist erstens ein *Ort im Wandel*, eng verbunden mit den Strömungen und Wendungen seiner Zeit. Die Universität ist zweitens ein *Ort des Wandels*, der Begegnungen und Erfahrungsaustausch begünstigt und fortlaufend prinzipiell unabgeschlossene Metamorphosen durchlebt, der ausreichend Raum und Zeit für das Mögliche und Unvorhergesehene bietet. Dadurch wird die Universität

drittens zu einem *Ort für den Wandel*, an dem Transformation aktiv vorangetrieben und gestaltet wird. Ein Ort, der Vertrauen und Elan spendet für ein gemeinsames Nachdenken, das eigentlich ein *Vordenken* ist. Die Universität ist ein Ort, an dem wir nach vorne denken.

Mir ist bewusst, dass dies ein nicht ganz unbescheidener Anspruch ist: ein Anspruch, der sich nicht jeden Tag einlösen lässt. Und dennoch glaube ich, dass wir eine solche produktive und progressive Idee brauchen.

Wir benötigen diese Idee, um die Vielfalt des universitären Lebens zu bewahren und zu fördern, um zu verhindern, dass funktionale Pluralität einem utilitaristischen Funktionalismus zum Opfer fällt. Und wir benötigen diese Idee, um zu gewährleisten, dass diese Vielfalt von innen zusammengehalten wird, weil die Zielsetzungen, Motive und Handlungen der verschiedenen Universitätsmitglieder sich an diesem gemeinsamen Anspruch messen und so aufeinander beziehen können.

In den Momenten, in denen Wissenschaftler*innen, in denen wir alle diesem Anspruch gerecht werden, erleben wir etwas ganz Besonderes – etwas, das wir in dieser Weise vielleicht nur an einer Universität erfahren können: nämlich die „Verkörperung einer idealen Lebensform“³, um ein letztes Mal Jürgen Habermas zu zitieren. Mich motiviert diese Idee der *Universität für den Wandel* und die mit ihr verbundene Aussicht unheimlich. Und ich weiß aus eigener Anschauung und aus tausend Begegnungen mit den Menschen vor Ort, mit Ihnen allen, dass sie an der Justus-Liebig-Universität in ganz besonderer Weise mit Leben und Inspiration gefüllt wird.

Dafür herzlichen Dank!

Anmerkungen:

¹ Jürgen Habermas 1986, Die Idee der Universität, in: Zeitschrift für Pädagogik, 32/5, S. 717.

² Robert Musil 1978, Der Mann ohne Eigenschaften, Reinbek b. Hamburg, S. 16.

³ Habermas 1986, S. 703.